

Holz, Blech, Schrott und Plastik – Spuren des Krieges in meiner Kindheit

Bericht für die Jugend von Karl-Otto Weil, Düsseldorf

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, war ich knapp drei Jahre und mein Bruder kaum drei Monate alt. Wir wohnten mit unseren Eltern in Berlin, im südlichen Stadtteil Mariendorf, zuoberst in einem großen Mietshaus in der Marienfelderstraße.

Die Kriegsjahre vor den Luftangriffen

Anfänglich lebten wir Kinder unbesorgt. Ich spielte mit anderen Kindern, von denen es in jedem Haus welche gab, auf dem Bürgersteig und versteckte mich mit ihnen in den Sträuchern an der Straße. Mein Bruder kam erst später hinzu, als er alt genug war.

Eines Tages wurde die Straße zu einer Sammelstelle für Autos, auch für das Auto eines Nachbarn, der Oberingenieur bei der Glühlampenfabrik Osram war. Am Tag danach waren die Autos weg und störten uns nicht mehr. Vater sagte, sie wären bei den Soldaten im Krieg. So hatten wir jetzt auch die Straße zum Spielen. Nur hin und wieder kam ein Pferdefuhrwerk vorbei, von dem wir im Sommer aus Jux Büschel von Heu herunterrissen. Mit einem Pferdewagen kam auch der Milchmann, bei dem wir frische Milch in die mitgebrachte Kanne und Stangeneis für ein Stahlfach im Kühlschrank bekamen. Wenn beim Teilen einer Eisstange Stücke davon auf die Straße fielen, griffen wir schnell zu, um sie uns in den Mund oder uns gegenseitig in den Kragen zu schieben.

Nur ein einziges Auto war bei seinem Besitzer geblieben. Es war das Auto des „Kolonialwarenhändlers“ Glas, der vorne an der Straßenkreuzung mit seiner Frau ein kleines Geschäft für Lebensmittel betrieb. Das Auto war vor dem Krieg ein schicker Personenwagen gewesen, jetzt war es, nach einem Umbau, bei dem ein Teil des Daches und die Rückbank einem Bretterkasten hatten Platz machen müssen, ein kleiner, komischer Lieferwagen geworden. Auf der Rückseite drückte ein Holzgasofen den Wagen in die Tiefe, der Treibstoff für den Motor produzieren sollte. Viel Essbares konnte Herr Glas mit diesem Auto nicht transportieren. Einen Teil der Ladefläche nahm ja schon das Holz für den Gasofen ein. Es waren wohl auch allgemein nicht mehr viele Lebensmittel zu transportieren. Die Züge, die früher Bananen und Orangen brachten, wurden jetzt für Militär- und Kriegsgefangenentransporte gebraucht.

Unser Vater war bei dem Elektrokonzern Siemens und entwickelte elektrische Anlagen für U-Boote mit. Darum musste er erst kurz vor Kriegsende zu den Soldaten. Er sagte, dass er sauer auf einen Nazi und „Parteibonzen“ im zweiten Nebenhaus wäre, und verbot mir, mit dessen Sohn zu spielen. Angeblich hatte Vater was gegen den Krieg, aber ganz stimmen konnte das nicht: Zur letzten Friedensweihnacht hatte ich ein Holzauto und zur ersten Kriegsweihnacht einen Blechpanzer geschenkt bekommen. Später, als Mutter mit uns evakuiert und Vater allein war, vertrieb er sich die leeren Abendstunden mit dem Herstellen von kleineren und größeren Kriegsschiffen mit Hilfe von Bastelbögen.

Zu verschiedenen Anlässen, die von der Regierung vorgegeben waren, hing eine Hakenkreuzfahne vor unserem Schlafzimmerfenster. Um keinen Ärger mit dem Bonzen zu

kriegen, sagte Vater. Irgendwann tauchten in meinen Kinderbüchern Bilder von bösen Russen auf, von sogenannten „Bolschewiken“. Die sollten wir hassen. Von Juden und ihrem Schicksal wusste ich nichts, bis ich einmal einen Mann auf unserer Straße sah, der einen gelben Stern auf seinem grauen Mantel trug, und Mutter sagte, das wäre ein bedauernswerter Mensch, man müsse sich von ihm fernhalten. Mehr sagte sie nicht.

Eines Tages stand, groß und fremd, der erste Soldat in unserer Wohnung, ein Onkel in Uniform, der auf der Durchreise von der Front in Russland in die schwäbische Heimat für einen Urlaub war. Das war mein erstes Wundern über den Krieg, der später große Schrecken, Hunger und Kälte bringen sollte.

Die Zeit der Luftangriffe

Kaum ein Jahr nach Kriegsbeginn begannen Luftangriffe auf Berlin, die von Engländern, den „Tommys“, geflogen wurden. Um ihnen nachts das Finden von Zielen zu erschweren, waren die Fenster zu verdunkeln. Tagsüber verboten die Eltern den Kindern, weiter weg auf den Straßen zu spielen, und ermahnten sie, beim Aufheulen der Sirenen sofort nach Hause zu kommen. Mehrmals träumte ich nachts von einem „Tommy“, der vor unserer Tür stand und mich mitnehmen wollte. In meiner Angst floh ich fliegend das Treppenhaus hinunter und entkam ihm immer.

Ein oder zwei Jahre später erhielten die Engländer Verstärkung durch Flugzeuge der Amerikaner. Ich war da schon ein Schüler und besuchte eine mehrklassige „Volksschule“, so hieß die Grundschule damals, in der Friedenstraße bei Herrn Glas um die Ecke.

Nicht vergessen werde ich den Tag, an dem mein kleiner Bruder auf seinem Dreirad auf der Straße war und die Sirenen Alarm gaben und er mit großer Angst heulend sein Dreirad schneller und schneller zu trampeln begann, um heimzukommen. Ich war schon an der Haustür und rief ihm zu, er solle absteigen und laufen, aber er tat es nicht. Erst der Rinnstein zwang ihn, das Dreirad stehen zu lassen. Im Treppenhaus kam uns unsere Mutter zwischen Nachbarn entgegen und eilte mit uns, den Kleinen auf den Arm nehmend, hinunter in den Keller in den von einer Stahltür gesicherten Luftschutzraum.

Hier warteten wir noch oft und bald immer öfter auf ein neues Aufheulen der Sirenen, das Entwarnung gab. Wir größeren Kinder rannten dann als erste hinaus, um auf der Straße nach Splintern aus zerfetztem Stahl von Bomben und Flugabwehrgranaten zu suchen. Noch heute habe ich einen solchen Splitter bei mir und muss ihn nur in die Hand nehmen, um das Grauen des Krieges zu spüren.

Die Verschickung zu Verwandten an die Waterkant

Die zunehmenden Luftangriffe auf Berlin veranlassten unseren Vater, Frau und Söhne zu Verwandten in Mutters Heimat nach Loxstedt bei Bremerhaven zu schicken. Da war ein kleiner Hof mit einem Pferd, Hühner und Schafen. Es gab bald Streit, und wir wurden von einer anderen Verwandtschaft im nahen Westerbeverstedt aufgenommen.

Die alte Dame, die mein Bruder und ich dort kennen lernten, hatte ein großes strohgedecktes Bauernhaus, aber die Ställe waren leer, was uns sehr enttäuschte. Das

Plumpsklo, schon in Loxstedt hatte es eines gegeben, war im ehemaligen Schweinestall. Gebadet wurde in einer Zinkwanne auf der Tenne. Auch in diesem Haus gab es Meinungsverschiedenheiten, und als eines Nachmittags die Dorfschule, die nur einen einzigen Lehrer und einen einzigen Klassenraum für alle Schülerinnen und Schüler des Ortes gehabt hatte, wie versehentlich von einer Fliegerbombe, einer „Luftmine“, getroffen worden war, holte uns Vater nach Berlin zurück.

Die Evakuierung nach Vosshagen

Inzwischen hatte die Regierung Maßnahmen zur Evakuierung der Städte getroffen, was bedeutete, dass Frauen und Kinder überall in Deutschland zu Bauern auf die Dörfer geschickt wurden, um den Bombenangriffen zu entgehen. Unsere Mutter hatte einen Zielort in Pommern genannt bekommen, den Flecken Vosshagen bei Damshagen nahe Rügenwalde an der Ostsee. Heute tragen die Orte die polnischen Namen Zagorzyn, Domaslawice und Darlowo.

Es war Winter, als wir uns auf den Weg machten. Der Zug brachte uns in einer endlos dauernden, von Stillständen unterbrochenen Fahrt nach Rügenwalde. Am Bahnhof erwartete uns der Bauer Hendess mit Pferd und Wagen, um uns zu seinem sieben Kilometer entfernten Hof zu bringen. Er hatte eine kleine Dachkammer für die eingewiesenen Gäste hergerichtet, mit roten Klecksen auf grüner Wand und einem selbst gemauerten Kochherd, der gleichzeitig unser Ofen war. Für Licht am Abend sollte eine Petroleumlampe sorgen. In den Ställen standen Pferde, Kühe, Schafe und Schweine, und einen Hund, den Hektor, gab es auch. Nur wenige Höfe bildeten die Nachbarschaft.

In Vosshagen fühlten wir uns wohl, trotz Petroleumlampe und wieder Plumpsklo und Wasser aus der Pumpe. Es gab noch eine erwachsene Tochter und eine Polin im Haus. Den großen Hof nebenan bewirtschaftete Frau Stüwe mit der Hilfe eines französischen Kriegsgefangenen und einer jungen Frau aus der Ukraine. Frau Stüwes Mann war im Krieg und sollte nicht mehr wiederkehren. Weniger bekannt wurden wir mit den Besitzern des Hofes zur anderen Seite. Hier aber gab es zwei eingewiesene Frauen mit vier Töchtern, die unsere gelegentlichen Spielkameradinnen wurden. Unsere Mutter half der Familie Hendess im Hof und auf dem Feld und bekam dafür Eier, Kartoffeln und Rüben und einmal was vom Schwein, als geschlachtet wurde. Auf dem Feld halfen auch wir Kinder gerne mit. Im nahen Wald sammelten wir mit unserer Mutter Holz für den Herd, Blaubeeren und Pilze für Gläser und Töpfe.

Einmal im Monat kam unser Vater per Eisenbahn zu uns und brachte Dinge mit, die er nicht im unsicheren Berlin lassen wollte, so Fotoalben und ein Familienbesteck, auch zwei Bettdecken aus der Aussteuer unserer Mutter, die sie aus unzähligen kleinen Deckchen zusammen-gehäkelt hatte. Einmal hatte er auch ein Schafsfell dabei, das Mutter gegen die Kälte in ihren Füßen brauchte.

Ich besuchte die Dorfschule in Damshagen, die immerhin zwei Klassenzimmer hatte, in denen Jungens und Mädchen getrennt unterrichtet werden konnten. Der tägliche Weg nach Damshagen war zwei, vielleicht auch drei Kilometer lang und führte durch Wiesen und Felder. Ein besonders guter Schüler war ich nicht. Einmal bekam ich Hiebe mit dem

Rohrstock, weil ich nach Meinung des Lehrers ein Flegel war. Zu einer „gesunden“ Erziehung gehörten damals auch Backpfeifen und ein Langziehen der Ohren.

Der Krieg rückt näher

Eines Tages kamen Flüchtlinge aus Ostpreußen in die Gegend. Bauer Hendess hatte zwei ältere Frauen aufzunehmen. Es dauerte auch nicht lange, da hieß es, der Russe käme. Vor dem hatten alle Angst, besonders die Frauen. Umsonst hatte man gehofft, die deutsche Wehrmacht würde das weitere Vordringen der Russen verhindern können. Sie sollen schon im nahen Wald gewesen sein, als wir noch auf Pilzsuche in ihm waren.

Die Leute packten die notwendigsten Sachen in Taschen und Koffer, um sie auf einer möglichen Flucht mitnehmen zu können, und warteten auf Nachrichten und Befehle. Unsere Mutter hatte zwei Rucksäcke aus altem Möbelstoff für uns Jungens genäht, damit auch wir beim Transport ein wenig helfen konnten. Die Fotoalben, das Familienbesteck und die ihr so kostbaren Decken hatten wir, wie es auch die Familie Hendess mit wertvollem Haushaltsgut tat, in einer Kiste im Garten vergraben. Das Fell wollte Mutter mitnehmen.

Die vergebliche Flucht vor den Russen

Als der Befehl kam, sich auf den Weg zur Küste zu machen, wurden die Wagen beladen und die Pferde vorgespannt. Die übrigen Tiere wurden ins Freie getrieben, weil sich niemand mehr um sie kümmern konnte. Wir Kinder und unsere Mutter hatten keinen Platz auf dem Wagen vom Bauern Hendess, auch die beiden Frauen aus Ostpreußen nicht. Nur unsere Rucksäcke und zwei Koffer konnten wir aufladen, aber immerhin das.

Es ging auf Rügenwalde zu, wo es die Eisenbahn und Schiffe gab, mit denen weiter zu fliehen war, wie die Erwachsenen glaubten. Die Stadt war voller Soldaten. Wir mussten halten und, nach Anweisung aus dem Rathaus, uns ein Quartier in einem städtischen Gebäude suchen, wo auf dem Boden eines Saales Stroh ausgebreitet war, um den Flüchtlingen ein Nachtlager zu bieten. Schüsse und Geballere ließen meinen Schlaf sehr unruhig werden. Im Halbschlaf hörte ich mich selber reden. Die Erwachsenen werden wach geblieben sein.

Der Russe ist da

Am Morgen war der Russe in der Stadt, an ein weiteres Fliehen nicht mehr zu denken. Die fremden Soldaten forderten uns auf, noch am gleichen Tag in die Dörfer zurückzukehren, aus denen wir gekommen waren. Bauer Hendess war glücklich, seine Pferde und den Wagen bei Bekannten unversehrt vorzufinden. Wir Kinder froren und bekamen Hunger. Mein Bruder weinte. Da mussten wir durch, und noch durch Schlimmeres.

Als wir durch die Stadt fuhren, lagen da viele tote Soldaten, und vor der Stadt stand am Straßengraben ein Pferd, dem ein Bein zerschossen war. Wir waren schon hinter Damshagen, als zwei Russen, wild aussehende Mongolen, über das Feld auf uns

zugelaufen kamen und uns zum Halten aufforderten. Sie wollten Uhren und Ringe von uns haben und drohten mit Erschießen. Da kriegten sie wohl alles, Mutters Ehering und auch den Halsschmuck der Ostpreußenfrauen. Die Pferde holten sie später aus dem Stall.

Wir waren zurück und fanden die vergrabenen Kisten leer auf der Erde im Garten. Frau Stüwes Franzose und die Ukrainerin waren verschwunden, unsere Polin auch.

Die schlimmste Zeit in Vosshagen

Eine schlimme Zeit begann. Immer wenn Russen kamen, rannte Mutter in die Scheune, um sich im Heu zu verstecken. Sie hatte sich alt gemacht, mit Asche im Gesicht und einem Kopftuch. Einmal war sie zu spät. Ein Russe war im Haus und forderte uns Kinder auf zu verschwinden. Wie er sah, dass wir bei unserer Mutter bleiben wollten, jagte er uns fluchend mit seiner Maschinenpistole die Treppe rauf und in unser Zimmer zurück. Als wir unsere Mutter wiedersahen, weinte sie und verfluchte den Russen und den Krieg und wünschte sich zu sterben. Wir konnten sie gar nicht trösten. Was war nur geschehen?

Tage später hörten auch wir Kinder von einem entsetzlichen Ereignis. Ein Bauer hatte im Wald einen Pferdewagen vorgefunden, auf dem Tote lagen, eine ganze Familie und ein deutscher Soldat, die alle erschossen worden waren. Und es kam noch zu einer weiteren Mordtat, die für uns unfassbar war: Mehrere Russen waren in das Nachbarhaus eingedrungen, in dem die zwei Frauen und ihre vier Mädchen wohnten. Sie wollten die Mütter zu einer Feier mitnehmen, aber die Mütter wehrten sich. Als sie unter den Betten Schutz suchten, nahmen die Soldaten eine Maschinenpistole und schossen die Frauen vor den Augen ihrer schreienden Kinder tot. Es war nicht zu glauben. So wüst und wild und grausam macht der Krieg die Männer. Was macht er aus ihnen nur für fürchterliche, abscheuliche Kreaturen!

Es gab aber auch gute Russen. Eines Tages war Mutter wieder in der Scheune, weil Soldaten über die Felder kamen. Die Ostpreußenfrauen waren bei uns Jungens in der Kammer, als die Tür aufgerissen wurde und ein Soldat mit einem großen Schäferhund hereinkam. Wir Kinder schrien auf und hatten eine riesige Angst vor dem Hund. Da wollten uns nicht nur die wohl auch erschrockenen Ostpreußenfrauen beruhigen, sondern auch der Russe. Er strich uns mit seiner freien Hand über den Kopf und hielt den Hund hinter sich. Er sagte unverständliche Worte und zog sich mit dem Hund zur Treppe zurück.

Die Umsiedlung ins Landesinnere

Bald musste die Küste von uns Deutschen geräumt werden, was hieß, dass alle Bewohner eines wohl 10 Kilometer breiten Streifens entlang der Ostsee ihre Dörfer verlassen und ins Landesinnere umziehen mussten. Hier kamen wir, ich weiß nicht wie, in ein neues Dorf, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich ist. Gemeinsam mit den Ostpreußenfrauen wurden wir im ehemaligen Bürgermeisteramt einquartiert und teilten uns mit ihnen einen Raum. In diesem waren mehrere Strohbetten aufgestellt. Wie sich am ersten Morgen herausstellte, waren die Betten voller Flöhe. Sie plagten uns unendlich. Flöhe waren auch in Wollsachen, die die Frauen aus einem verlassenen Franzosenlager am Dorfplatz

holten, um die Wolle für das Stricken von Socken zu verwenden. Aus Vosshagen hatten wir Speck mitgebracht, der schon ziemlich alt war und auf dem Schrank von Maden befallen wurde. Es gab schon in Damshagen und auch hier keinen Schulunterricht mehr, und mein Bruder, der jetzt hätte eingeschult werden müssen, durfte ihn auch nicht erleben. Beim Herumstreifen vor dem Dorf fanden wir einen Panzergraben, der viele Meter tief in den Sand gebuddelt war, um den Vormarsch der Russen aufzuhalten. Umsonst. Es lag kein Panzer darin.

Für das Dorf war ein russischer Kommandant verantwortlich. Er ließ die Bauern früh morgens sich auf dem Dorfplatz versammeln und bestimmte, was sie am jeweiligen Tag zu tun hatten. Ihre Pferde hatte man ihnen genommen und durch wenige russische Panjepferde ersetzt, die kleiner waren und, wie die übrigen Tiere auch, der ganzen Dorfgemeinschaft gehörten. Auch die Maschinen der Bauern waren jetzt Eigentum von allen und wurden vom Kommandanten den Hof- und den Feldarbeitern für ihre Tagesarbeit zugewiesen. Die Frauen des Dorfes mussten aus Kartoffeln eine Art Pommes für die russische Armee machen, indem sie die dicken Knollen zu Stäbchen zerschnitten und diese in großen Kesseln trockneten.

Die Rückkehr nach Berlin

Irgendwann war der Krieg zu Ende. Mutter wollte mit uns Jungens sehnlichst nach Berlin zurück. Schon lange war keine Nachricht mehr von unserem Vater gekommen. Wir hatten von schrecklichen Zerstörungen durch zahllose Luftangriffe in den deutschen Städten gehört und mussten Schlimmstes auch für ihn und unsere Wohnung in Berlin befürchten.

Da ergab sich eines Tages für Flüchtlinge die Gelegenheit, von der Stadt Schlawe aus mit einem Zug in den Westen zu fahren. Der russische Kommandant erlaubte, dass uns ein Ochsenwagen zum Bahnhof brachte. Hier hatten wir am nächsten Tag das Glück, Platz im Waggon eines Güterzuges zu bekommen. Der fuhr nach Stettin an die Oder. Mit vielen anderen Leuten saßen wir auf dem Boden des dunklen Raumes und mussten uns gedulden, schließlich auch fürchten, als der Zug immer wieder hielt. Dann drangen polnische Plünderer in die Wagen ein und raubten in Kurzem alles, was zu kriegen war. Meinem Bruder nahmen sie den Mantel fort, mir die Schuhe, der Mutter einen Rucksack. Erst als wir in Stettin einen Personenzug besteigen konnten, hatte die Gefahr ein Ende.

Nach drei Tagen waren wir in Berlin im Zentrum zurück. Die Heimfahrt nach Mariendorf ging mit einer Straßenbahn weiter. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir viele Blicke auf die Ruinen an den Straßen geworfen hätten. Wir wollten nur nach Hause, unser Haus unzerstört finden und unseren Vater wiedersehen. In Tempelhof mussten wir die Straßenbahn verlassen, weil die Brücke am Ullsteinhaus, über die sie früher nach Mariendorf hinüberfuhr, zerstört über dem Teltowkanal hing. Es gab eine Notbrücke für Fußgänger und dann noch einen weiten Fußweg bis zum Kolonialwarenladen von Herrn Glas an der Ecke unserer Straße. Wir blickten sie entlang und konnten unser Haus sehen, und, wir wollten unserem Blick nicht trauen, es war in unserem Teil, von Dachschäden abgesehen, unzerstört! Zwei Eingänge vor dem unseren, wo der Nazi gewohnt hatte, war allerdings alles bis zum Keller hinunter ausgebrannt und das Nachbarhaus jenseits der

Hofeinfahrt ein einziger Trümmerberg. Als wir in unsere Wohnung kamen, fanden wir fremde Leute darin. Sie machten uns Platz, zogen aber bald aus. Von unserem Vater wussten sie nichts.

Mutter klingelte bei den Mietern unter uns und konnte nur erfahren, dass unser Vater vierzehn Tage vor Kriegsende zum Volkssturm, einer Hilfstruppe für die deutsche Armee aus letzten Resten von wehrtauglichen Jungens und Männern, befohlen worden war und dass sie keine weitere Nachricht von ihm hatten. Diese Auskunft traf unsere Mutter hart, ließ ihr aber auch die Hoffnung, dass Vater noch leben konnte. Von Siemens hatte sie keine Hilfe zu erhoffen. Es wurden keine U-Boote mehr gebaut. Die Firma hatte ihr Werk bei uns geschlossen.

Die Notzeit

Die schlimme Zeit des Krieges war für uns damit nicht zu Ende. Mutter nahm ein älteres Ehepaar aus einem zerbombten Haus in der Nachbarschaft zu uns in das Kinderzimmer, um die Mietkosten besser tragen zu können. Wir Jungens schliefen in Vaters Bett und störten uns an der Enge in Küche und Bad. Im Sommer liefen wir barfuß oder trugen „Klapperlatschen“, zweigeteilte Holzsandalen, die immer wieder kaputtgingen. Für den Winter gab es Schuhe nur auf Bezugsschein. Mit Kohlen mussten wir sparsam umgehen. Nur einmal in der Woche hatten wir warmes Wasser für die Wanne, um nacheinander zu zweit oder zu dritt darin zu baden. Der hohe Kachelofen im Wohnzimmer wurde nur an besonderen Tagen beheizt, so dass wir meistens in der Küche am Gasherd saßen, der nach dem Kochen immer etwas Wärme für den Raum übrig ließ. Gab es besonders kalte Tage, wuchsen Eisblumen an den Fenstern, Wasserrohre platzten und im Keller erfroren die Kartoffeln. Nicht wenige von ihnen hatten wir, im Wettwühlen mit anderen Familien, im Herbst von den abgeernteten und freigegebenen Stoppelfeldern der Mariendorfer Bauern geholt.

Verschiedene andere Nahrungsmittel bekamen wir, wie schon im Krieg, nur auf Lebensmittelkarten, und das in kleinsten Mengen. Mutter fuhr manchmal mit anderen Frauen zum Hamstern aufs Land im Süden, um dort bei Bauern Kleider und Jacken gegen Fleisch und Wurst einzutauschen. Nicht immer hatte sie Erfolg. Der Trockenplatz für die Wäsche hinter unserem Haus war zum größten Teil zu einem Garten mit vielen kleinen Beeten der Bewohner geworden, von dem wir Gemüse bezogen. Obst konnten wir in kleinen Mengen von Bekannten bekommen, die Haus und Garten in einer Siedlung hatten. Sie hatten einen Sohn, der Zauberkünstler war und zur Unterhaltung unserer Soldaten an die Front geschickt worden war. Er kam, wie der Bauer Stüwe, nie wieder und blieb für immer verschollen. Seine Eltern fingen in einem Käfig Spatzen, um sie zu rupfen und zu essen. Wir selbst hielten uns zu diesem Zweck ein Kaninchen auf dem Balkon, das Mohrchen, das uns im Verlauf des Jahres als Spielkamerad aber so lieb wurde, dass wir es, als es zu Weihnachten gebraten vor uns lag, nicht anrühren mochten. Zu dieser ersten Nachkriegsweihnacht fand ich unter dem Weihnachtsbaum eine Lokomotive, die ein findiger Fabrikant aus Schrott, der aus Munitionsresten bestand, zusammengebaut hatte, die aber, wegen Mangels an Achsen, nicht zu bewegen war.

Einmal hatte Mutter Reis mit Salz statt mit Zucker „gesüßt“, als sie damit uns Jungens und unseren Untermietern in deren Schrebergarten, in den sie uns zum Miternten eingeladen hatten, eine Freude machen wollte. Wir konnten das versalzene Essen nicht wegwerfen, sondern würgten es hinunter, dankbar dafür, dass wir es überhaupt hatten.

Als das Betrüblichste für unsere Mutter aus dieser Zeit ist mir in Erinnerung, dass sie eines Tages früh im Dunkeln mit den Hamsterfrauen fortfuhr, um in einem Wald bei Rangsdorf, einem südlichen Vorort von Berlin, Pilze zu sammeln. Sie war kaum aus der Tür, da standen mein Bruder und ich auf und machten uns über die Teller her, auf denen je zwei kleine Scheiben Brot lagen, unsere Tagesration bis zum Abend. Die Züge fahren selten, und die Frauen hatten den Frühzug verpasst. Sie kehrten um und waren unerwartet noch vor Tagesanbruch wieder zurück. Mit Entsetzen starrte Mutter auf die leeren Teller in der Küche. Sie hatte kein weiteres Brot für ihre Jungens, die wieder im Bett lagen und schliefen.

Es wird besser

Die Not hielt jedoch nicht ewig an. Es traf sich für uns gut, dass wir im viergeteilten Berlin im amerikanischen Sektor wohnten und dass unsere Mutter Englisch sprach. Das hatte sie in New York gelernt, wo sie, mit Eltern und sechs Geschwistern per Schiff ausgewandert, vierzehn Jahre lang als Näherin und Haushaltshilfe in einer jüdischen Familie Brill gelebt hatte und auf einem deutschen Ball mit unserem Vater bekannt geworden war. Der war sieben Jahre später als unsere Mutter in die USA, die Vereinigten Staaten von Amerika, ausgewandert und wollte modernste Elektrotechnik in dortigen Firmen kennenlernen, um einmal selbst eine kleine Elektrofirma führen zu können. Die Wirtschaft brach dort bald zusammen und er wurde arbeitslos. Schließlich bekam er Nachricht aus Deutschland, dass es hier durch Anstrengung der neuen Regierung Arbeit genug gäbe, besonders für Leute seines Faches, und er entschloss sich, zurückzukommen, gemeinsam mit unserer Mutter. Sie zogen nach Berlin, ein Jahr vor meiner Geburt, und das ohne Ahnung von dem, was damals noch kommen sollte.

Nun waren wir zehn Jahre weiter. Ihre guten englischen Sprachkenntnisse verhalfen unserer Mutter zu einer Stelle als Dolmetscherin und Kioskleiterin in einer Kaserne der Amerikaner in Lichtenrade, das südlich an Mariendorf anschließt. Das war unser Glück. Wir hatten jetzt auch Maisbrot und Erdnussbutter und manchmal eine Tafel Schokolade. Eines Tages brachte Mutter vom Dienst ein RCA-Röhrenradio mit dunkelrotem Bakelit-Gehäuse mit nach Hause. Das hatte ihr in der Kaserne ein amerikanischer Soldat geschenkt, der in die Staaten zurückkehren durfte.

Bald bekamen wir auch „Care-Pakete“ mit Lebensmitteln aus Amerika geschickt, von den Schwestern unserer Mutter und von der Familie Brill. Eines Tages waren in einem besonderen Paket von drüben zwei Rennautos aus Plastik für uns Jungens, ein blaues und ein rotes. Die waren so neiderweckend schön, dass wir sie nur ungern mit auf die Straße nahmen, um vor den Spielkameraden nicht als Angeber dazustehen.

Leider wurde die Kaserne in Lichtenrade geschlossen und in den Südwesten der Stadt nach Zehlendorf verlegt. Unsere Mutter hätte täglich eine noch weitere Bahnfahrt machen

müssen, um ihre Arbeit zu behalten. Das wollte sie sich und ihren Söhnen jedoch nicht zumuten und blieb zu deren Freude nun zu Hause.

Wir wurden von einer Tante in Ulm mit Geld unterstützt. Sie war die Schwester unseres Vaters, bewohnte kostenfrei die Villa der Großeltern am Michelsberg, war kinderlos und unterrichtete Damenschneiderei an der Gewerbeschule. Sie sorgte für unsere Großmutter und hatte einen Schulkollegen als Hausgenossen. Im Krieg hatte der es als Parteifreund verstanden, Tantes Steyr-Wagen vor der Beschlagnehmung in einer Garage zu verstecken. Tante schickte uns hin und wieder Sachen zum Anziehen, die sie nach Mutters Angaben genäht hatte, unter anderem Knickerbockerhosen für meinen Bruder und für mich. Eine Wohnung und ein Zimmer in der Villa waren von Flüchtlingen aus Schlesien belegt, die der Tante zugewiesen worden waren und über die sie sich in ihren Briefen immer wieder beklagte.

Vaters Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft

Eines Tages erhielt unsere Mutter einen Brief vom Deutschen Roten Kreuz. Er teilte mit, dass unser Vater leben würde und in Kriegsgefangenschaft in der Tschechoslowakei sei. Es dauerte nicht lange, da kam über das Deutsche Rote Kreuz ein mit tschechischen Zensurstempeln versehener Brief von ihm selber an. Er war nach längerer und offenbar rüder Gefangenschaft jetzt einem Bauern zugeteilt und musste Hofarbeit leisten. Mutter durfte ihm antworten und schrieb, dass wir in Berlin zurück seien und dass die Wohnung unversehrt wäre. In allen Briefen, die von beiden Seiten noch folgten, war von der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen die Rede. Uns fehlte der Vater als Ernährer. Seiner Pflicht als Erzieher ging er in den Briefen mit kleinen, ärgerlichen Anweisungen nach, wir sollten fleißig und pünktlich sein und immer unsere Schularbeiten machen.

Es dauerte aber noch drei Jahre, bis die in den Briefen ausgedrückte Hoffnung in Erfüllung ging und Vater heimkehren durfte. Die von ihm gegebenen Anweisungen waren nicht überflüssig. Ich blieb wegen einer Vier in Deutsch und in Rechnen im vierten Schuljahr sitzen, konnte ein Jahr später aber auf die „Oberschule“, das Gymnasium, gehen. Die Vier war damals die schlechteste Note. Auch für meinen Bruder verlängerte sich die Schulzeit. Er erkrankte an Lungentuberkulose und musste für viele Monate in ein Krankenhaus, kurze Zeit bevor unser Vater wieder bei uns war.

Das Wiedersehen mit ihm werde ich nie vergessen, obwohl es enttäuschend war. Vater stand abgemagert und wie ein Fremder vor der Tür, als ich ihm öffnete. Ich konnte ihn gar nicht vor Freude anspringen, was er hätte erwarten dürfen, sondern rief die Mutter und ließ sie das tun. Vater war sehr verwandelt, fast teilnahmslos. Er suchte zwei Jahre lang Arbeit und sagte immer wieder „Scheiße!“, auch als er dann als Übersetzer bei der AEG und sechs Jahre später als Übersetzer bei Siemens in Erlangen eine Anstellung fand. Er hatte keine Kraft mehr, um ein Kleinunternehmer zu werden. Dreimal hatten ihn die Tschechen erschießen wollen, weil er mit Soldaten der gefürchteten Waffen-SS verhaftet worden war. Das konnte Vater nicht vergessen. Der Krieg war für ihn nie zu Ende.

Was uns geschehen war, konnte er in einem Manuskript lesen, das unsere Mutter sieben Jahre nach Kriegsende niederschrieb. Ich habe es für diesen Bericht genutzt.

